

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 19 (1929)
Heft: 27

Artikel: "Robinsonland" [Fortsetzung]
Autor: Poeck, Wilhelm
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-641652>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 18.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche

in Wort und Bild

Nr. 27
XIX. Jahrgang
1929

Bern,
6. Juli
1929

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst, Sport, Touristik und Verkehr

Gedruckt und verlegt von Jules Werber, Buchdruckerei, Bern — Telephon Bollwerk 33 79

Zwei Gedichte von Heinrich Anacker.

Sonne.

Warmes Mittagsonnenlicht,
Brenn' mir braun das Angesicht!
Meine Augen will ich schließen,
Deinen glüh'nden Kuß genießen,
Goldnes Mittagsonnenlicht!
Kraut und Unkraut wuchert kraus.
Sonne, mach' dir nichts daraus!
Leichten Blumen, ernsten Aehren
Wirst du gleiche Huld gewähren:
Auch aus mir sprießt's bunt und kraus —
heilig, heilig ist Natur;
Schön die kleinste Kreatur!
Wenn sie sich im Lichte badet,
Ist sie jubelhell begnadet, —
Sonne, Mutter der Natur!

O diese Nacht, die so voll Liebe war

O diese Nacht, die so voll Liebe war!
Du lagest, heimgekehrt, in meinen Armen;
Ich küßte dich und trank berauscht den warmen
Frühsonnerduft von deinem seidnen Haar.

Durchs offne Fenster sah nicht Mond noch Stern.
Nur Tropfenfall kam aus dem Dunkelfeuchten,
Und ab und zu ein fiebrig' Wetterleuchten
Mit fahlem Schein; der Donner grollte fern.

O diese Nacht, die blühend uns umging!
Wunschlos versinkend, lauschten wir dem Hegen
Und träumten stumm dem neuen Tag entgegen,
Der rosig schon im grünen Wipfel hing.

„Robinsonland“

Ein Roman von Wilhelm Poed.

15

Der Staatsanwalt räusperte sich sehr stark.

„Ja, allen ist die Freude an ewiger Jugend ja auch nicht beschieden, Herr Staatsanwalt. Die meisten sind gewissermaßen in spanischen Stiefeln zur Welt gekommen. Aber dann der unerklärliche Mangel an Ehrfurcht vor dem allgemeinen Sittengesetz! Warum kann sich das Gericht das nicht erklären? Weil es weltfremd und entwicklungslos ist.“

„Nun wollen Sie wieder an Fundamenten rütteln“, rief der Staatsanwalt unwillig. „Richter haben nicht auf Zeitströmungen zu spielen, sondern die Gesetze richtig anzuwenden. Die Ideen des Lebens, des Eigentums, um nur die hauptsächlichsten zu nennen, müssen und werden zu allen Zeiten ihre völlige Heiligkeit behalten. Auf ihnen beruhen Staat und Gesellschaft.“

„Die Umwertung der Werte, die aber nun einmal eingeseht hat, kümmert sich leider um solche ‚Heiligkeit‘ verdammt wenig. Das Feuer neuer Gedanken schmilt sie um. Alle miteinander. Lassen Sie uns bei der Schicksalidee für das Eigentum bleiben. Was hat die neuere wirtschaftliche Ent-

wicklung aus dem Eigentumsbegriff mit seinen ursprünglich schönen Persönlichkeitswerten gemacht? Ihn zum reinen Geld- und Machtbegriff verflüssigt. Sie hat wenige zu Herren und die Menge zu Sklaven gemacht. Solche Wucherbildungen können aber naturgemäß nur von kurzer Dauer sein. Dann greift die Menschheit ganz von selbst zum Brenneisen. Glauben Sie mir, sie wird dem neuen überkapitalistischen Begriff des Eigentums bald gehörig die Ohren lang ziehen. Von diesem Wunsch sind alle wirklich fortschrittlichen Menschen erfüllt. Alle arbeiten daran, die einen mit glühendem Haß, die anderen mit glühendem Eifer. Sie wollen ihr bedrohtes Menschentum retten.“

„Und Sie natürlich mit“, warf der Staatsanwalt sarkastisch ein.

„Ich? O nein. Ich arbeite mit Vorliebe an der Wiedergutmachung von Schäden, die Unverstand und Ueberlebtes angerichtet haben.“

„Aber was hat diese ganze unsachliche Kritik eines durchaus unanfechtbaren Richterspruchs für einen praktischen

Wert?“ fuhr der Staatsanwalt ungehalten fort. „Sie treiben wieder ideologische Zukunftsmusik, Herr Pastor.“

„Dann will ich ein paar Töne tiefer greifen, damit auch Sie mich verstehen. Das Gericht hat auf die allgemeine sittliche Verwilderung der Großstadtjugend hingewiesen, von deren Kriminalität in kurzer Zeit wieder zwei so betrübende Fälle festgestellt seien. Damit ist es abermals an der Oberfläche geblieben. Diese sittliche Verwilderung hat eine sehr tiefe Wurzel. Sie hängt insofern wieder mit der Eigentumsidee zusammen, als deren allein wirklich ‚heilige‘ Form, der ‚Besitz‘, ein wenn auch noch so kleines Stückchen Erde, ein Heim und Haus, als Möglichkeit für das Gros der Menschheit längst aufgehört hat zu existieren. Die Großstadt pfercht sie zusammen. Die Großstadt hat alles weggeschluckt. Sie, Herr Staatsanwalt, können als Beamter ebenfalls niemals bodenständig werden. Ihre Söhne — Sie sind während Ihrer Verheiratung viermal verkehrt worden — konnten niemals heimatfreudig und heimatfest werden.“

Also diese Heimatlosigkeit, der unser ganzes Volk mehr und mehr zum Opfer gefallen ist, die ist die eigentliche Wurzel der wachsenden Sittlichkeitsverwilderung. Und auch der großstädtischen Kriminalität. Ich bekenne Ihnen unumwunden: wäre ich mit meiner unbändigen Natur in meinen Flegeljahren ein heimatloser Großstädter von der heutigen Jungensorte gewesen, ich wäre jetzt wahrscheinlich ein Verbrecher erster Klasse und der Schrecken aller Staatsanwälte. Aber wer kann das ändern? Wieder nur das ganze Volk. Und das bedauernswerte Gericht muß junge Menschen schuldig sprechen, anstatt das Gesetz und die Verhältnisse. Sie schütteln wieder den Kopf, Herr Staatsanwalt. O, ich bin weit entfernt, diese vier verunglückten Großstadtindianer, wie es besonders der Verteidiger Peter Guldenapfel versucht hat, zu weißen Engeln zu waschen. Es ist ein ganz böses Konfortium. Aus der Großstadt gehören sie heraus, in eine Heimat hinein, zur Mutter Erde zurück und natürlich in eine feste Hand, die den Stab Wehe, aber auch den Stab Liebe richtig zu gebrauchen versteht. Wenn sie dann nicht zu den geborenen Verbrechernaturen gehören, wachsen sie sich dort wieder zurecht und werden möglicherweise viel nützlichere Glieder der menschlichen Gesellschaft, als ihre ursprünglichen Verhältnisse aus ihnen gemacht hätten.“

„Ach, das hoffe ich von ganzem Herzen mit Ihnen“, rief Frau Nautilius. „Ich verstehe nun auch, warum das Gericht die Strafe ebenso hoch bemessen hat wie bei den vier Proletarierjungen. Aber in einem Punkt hat es unsere Söhne doch benachteiligt. Ihre Phantasie wäre nicht durch Nic-Carter-Bücher verdorben gewesen, sondern ihre Hausbibliothek bestände aus anerkannt guten Jugendbüchern. Wer hat denn das anerkannt? Ich wenigstens glaube gar nicht, daß die so gut sind.“

„Zeigen Sie sie mir doch mal, gnädige Frau“, bat Edleffen.

„Was für ein Botokude von Halligpastor!“ sagte Guldenapfel, als Edleffen und Frau Nautilius das Zimmer verlassen hatten. „Ich fürchte, er macht aus den Jungen Weltverbesserer.“

„Er kämpft für ganz unmögliche Sachen“, pflichtete der Staatsanwalt bei. „So zum Beispiel auch für seine Hallig und gegen die Regierung, weil sie auf seine Schutzideen nicht

eingehen will. Er behauptet, sie sei aufs äußerste gefährdet, die Wasserbaubehörde, die natürlich mehr davon versteht, sagt nein. Hoffentlich hält sie so lange, bis die Strafausschubzeit für die Jungen vorbei ist. Denn auf einer Hallig, wo jeder Anreiz und Gelegenheit fehlt, können sie ja wohl kaum rückfällig werden. Darum habe ich auch — ich hab’s mit schwerem Herzen getan — meiner Frau schließlich nachgegeben.“

„Ja, die Wei — die Frauen. Die regieren uns alle. Indirekt. Apropos, ich konnte doch Frau Rosendaal durchaus nicht dazu bewegen, an der Besprechung in Ihrem Hause teilzunehmen. ‚Nein, Herr Kommerzienrat‘, sagte sie, ‚in die Wohnung des Staatsanwalts gehe ich nicht.‘“

„Kommerzienrat?“ rief Nautilius erstaunt. „Sind Sie denn Kommerzienrat geworden? Seit wann?“

„Seit heute Morgen. Ja, es ist die reine Ironie des Schicksals. Man kann’s ja auch allerdings als eine Art äußeres Pflaster ansehen, daß der Staat, der mit der einen Hand unrecht tut, mit der anderen auf das Loch kleistert. Wenigstens sagte mir der Minister, als ich ihm vor vierzehn Tagen im Auftrag der Handelskammer Vortrag über unsere aufblühende Exporttätigkeit hielt, ’n paar Worte, die man so auslegen konnte. Na ja, kostet mich ja auch ’nen schönen Baken Geld. Ihren Staatsanwaltschaftsrat, der ja nun auch wohl bald fällig wird, haben Sie als Beamter billiger.“

„Dann entschuldigen Sie, daß ich Sie den ganzen Morgen nur Herr Guldenapfel genannt habe“, sagte der Staatsanwalt mit seltsam gemischten Gefühlen.

„O, bitte, bitte. Auf die Brust, wie so ’n Schützenkönig sein Schild, kann man sich’s ja nicht hängen. Und außerdem lege ich auch gar keinen Wert darauf. Ja, was also die Frau Rosendaal betrifft — dieser Pastor war so taktlos, damit rauszukommen, da werden Sie’s mir ja nicht antreiben, wenn —“

Guldenapfel stockte und hielt seine kalten, bohrenden Augen mit einem eigentümlichen, fahnenartig lauernenden Ausdruck auf den Staatsanwalt geheftet.

„Nun, was ist’s? Sie haben was im Hinterhalt. Spannen Sie mich nicht auf die Folter!“

„Bin ich ein Henkersknecht?“ sagte Guldenapfel mit einem Verziehen der Lippen, das bei jedem des ganzen unerquidlichen Meinungsaustausches Unkundigen den Eindruck eines befriedigten Schmunzels hätte erwecken müssen. „Leider kann ich die Sache, soviel ich auch als Geschäftsmann darüber hin und her gedacht habe, nicht abwenden. Sie wissen ja, Rosendaal war eigentlich mehr Grobbrenner als Gutsbesitzer. Nun fällt die Konkurrenz über ihn her. Für die ist sein Schlagfluß ’n gefundenes Fressen — so gut wie ein vom Himmel gefallener Goldklumpen. Sie sollte Ihnen eigentlich ’nen kleinen Fadelzug bringen. Denn Rosendaal ist geschäftlich erledigt.“

„Konkurs?“ rief der Staatsanwalt betroffen.

„Es bleibt kaum soviel, daß sie notdürftig leben können. Diese Folgen stehen ja natürlich mit Ihrem Vorgehen nur in indirektem Zusammenhang, Herr Staatsanwalt. Aber ich weiß, einen Mann von so feinem moralischen Gefühl werden sie doch tief bewegen. Allerdings für Sie ist auch wieder ein Trost dabei.“

„Ein Trost? Und welcher?“ fragte der Staatsanwalt wie geistesabwesend.

„Daß es ja nur ein Branntweimbrenner ist, der mit seiner Familie zugrunde geht“, sagte Gùldenapfel, die Worte mit seinen sybaritischen Lippen so lang auseinanderziehend wie Parmesankäse. „Denn Sie haben ja oft genug in Ihren Plädoyers darauf hingewiesen, welche verhängnisvolle Rolle der Branntwein bei den meisten Verbrechen spielt.“

„Himmel, Herr Staatsanwalt, wie sehen Sie aus!“ rief Pastor Edlessen, der in diesem Augenblick wieder das Zimmer betrat. „Als ob Ihnen ein Gespenst über den Weg gelaufen wäre.“

„Ach, das hängt wohl mit den ganzen übrigen Aufregungen dieses Tages zusammen“, sagte der Staatsanwalt, sich mit der Hand über die Stirn fahrend.

„Ich habe dem Herrn Staatsanwalt nur so schonend wie möglich die neu eingetretenen Verhältnisse in der Rosendaalschen Familie mitgeteilt“, sagte Gùldenapfel, seinen Hut nehmend, „da er durchaus zu wissen wünschte, warum Frau Rosendaal nicht mit zur Familienberatung kommen wollte. Aber nun muß ich mich empfehlen, sonst treffe ich meinen Anwalt nicht mehr. Vielleicht sieht der die Sache doch mit noch anderen Augen an als der Herr Staatsanwalt und der Herr Pastor.“

Pastor Edlessen erwiderte mit einer verlorenen und der Staatsanwalt, der sich wieder einigermaßen gefaßt hatte, mit einer ziemlich viel tieferen Verbeugung, als er sonst Kaufleuten zu machen pflegte. Der Unterschied des Ausmaßes galt dem neugebenedeten „Kommerzienrat“.

23.

„Entschuldigen Sie, Herr Pastor“, sagte der Staatsanwalt. „Aber das war der Herr Regierungspräsident. Da mußte ich natürlich... Ich werde jetzt sogleich die Fahrkarten besorgen.“

„Schon gesehen“, erwiderte Pastor Edlessen. Er winkte seinen vier Schutz- und Erziehungsbefohlenen, die mit ihren Handkofferchen und sehr gemischten Gefühlen dastanden, solchen einer aus den heimischen Gefilden mit Unteroffiziersbegleitung zum dreijährigen Griffeklopfen abmarschierenden Rekrutenabteilung nicht unähnlich, und fuhr mit möglichst gedämpfter Stimme fort: „Und für Sie und Herrn Gùldenapfels Hausdame auch gleich Bahnsteigkarten. Der Herr Kommerzienrat hat im letzten Augenblick ein dringendes Telegramm bekommen. Frau Rosendaal ist überhaupt nicht erschienen. Das sieht ja beinahe so aus, als ob man sich seiner Kinder schäme. Oder der Herr Kommerzienrat vielleicht meiner“ — Pastor Edlessen warf einen Blick auf sein Halligkostüm und lachte — „weil ich ihm gestern erzählt habe, daß ich in meiner blauen, aber höchst praktischen Halliggar nitur reisen würde.“

Der Staatsanwalt wußte, warum Frau Rosendaal ihren Karlsruhen nicht zum Bahnhof gebracht hatte. Hinsichtlich



Eugen Zeller: Begräbnis.

Gùldenapfels mochte Pastor Edlessen recht haben. Auch er war unerquicklicher Gefühle voll und wünschte, die Stunde des Abschieds sei erst vorüber. Er räusperte sich und fragte:

„Aber, wo ist denn meine Frau?“

„Dort geht sie“, sagte Pastor Edlessen, mit seinem riesigen Stock über die Köpfe einer Anzahl neugierig dreinschauender Stadtmenschen mittleren Schlages hinweg auf eine sich nähernde Gruppe zeigend.

„Herr Pastor, meine Frau fährt selbstverständlich zweiter Klasse. Wie konnten Sie bloß dritter lösen?“ sagte der Staatsanwalt.

„D, was mich anbetrifft“, sagte Pastor Edlessen mit einer wahren Ausrufestimme, „ich für meine Person würde sogar am liebsten vierter Klasse fahren. In der dritten sitzen immer so viel Handlungsreisende. Dagegen in der vierten trifft man wirkliches Volk, kann man was lernen und natürlich selbst mal ein gutes Wort anbringen. Aber man raucht dort einen gar zu fürchterlichen Knaster. Wenn man sich

aber in der dritten Klasse sozusagen eingefahren hat, wie ich, so kann man auch dort höchst behaglich reisen. Ich werde



Das Kirchlein von Einigen.

sofort ein Nichtraucherabteil belegen, und Ihre Frau Gemahlin wird dort sitzen wie in einer Wiege.“

„Sie mögen das mit sich halten, wie Sie wollen, aber Sie hätten doch meine Stellung berücksichtigen sollen.“

Frau Nautilius hörte alles und mußte lächeln. O, dieser Volkert Edleffen, dieser von Europens überkünftiger Höflichkeit noch unberührte Halligkanadier, dies große Kind.

(Fortsetzung folgt.)

Einigen und Faulensee einst und jetzt.

Vom 15. Mai ab wurden die Schiffskurse auf dem Thunersee so vermehrt, daß während der Sommersaison auch die Ortschaften Einigen und Faulensee an den Schiffsverkehr angeschlossen werden konnten. Dadurch wird den Naturfreunden von nah und fern Gelegenheit geboten, auch die Schönheiten des linken Seeufers in größerem Maße kennen zu lernen und zu genießen, als bis anhin.

Das prächtige Bild von Spiez ist längst bekannt und die Geschichte seiner alten Kirche und seines Schlosses sind in letzter Zeit dem allgemeinen Interesse näher gerückt worden. Die beiden, wenn auch kleinen, so doch nicht ganz unbedeutenden Ortschaften Einigen und Faulensee sind aber mindestens ebenso alt und ihre Geschichte darf sich auch neben derjenigen von Spiez sehen lassen. Es dürfte deshalb nichts schaden, einige Besonderheiten dieser Dörfer ans Licht zu rücken.

Aus urgeschichtlichen Funden geht hervor, daß Faulensee schon in der Stein- und Bronzezeit, also vor 4 bis 5000

Jahren besiedelt war; auch aus der Römerzeit haben sich Funde erhalten; diejenigen von Einigen und dessen Umgebung stammen aus der Bronze-, Eisen- und frühgermanischen Zeit. Beide Ortschaften gehören also einem sehr alten Kulturgebiet an.

Sehr wahrscheinlich befanden sich an beiden Orten, wie in Spiez, vorchristliche Kulturstätten. In Einigen dürften fast auf Seeniveau oder darunter entspringende Quellen beim heutigen Kirchlein den vorchristlichen Anwohnern den Anlaß zur Errichtung einer Opferstätte geboten haben. In Faulensee deutet alles, aber frühestens römisches Mauerwerk auf eine Art Tempel in ausgezeichneter, ausichtsreicher Lage hin. Der Angelpunkt des heidnischen Kultus dürfte hier ein Findling von besonderer Gestalt gewesen sein, der schon Jahre zu Vermutungen Anlaß gab. Außerdem befindet sich am östlichen Abhang des „Schuggen“, des östlichen Teiles der „Bürg“ (des bewaldeten Hügels zwischen Spiez und Faulensee), eine interessante Waldpartie mit großen Felsblöden, die sich vom anstehenden Triasfelsen durch Einfluß der Vegetation abgepalten haben und zum Teil, übereinander gekürrt, kleine Höhlen, die sogenannten „Heidenlöcher“ gebildet haben. Es wäre nicht unmöglich, daß diese Felspartie von den Anwohnern einstmals verehrt worden wäre. Die Bezeichnung „Heidenlöcher“ läßt eine solche Kultusstätte vermuten, um so mehr als die „Löcher“ zu klein sind, um als menschliche Wohnungen benutzt werden zu können; höchstens Buben und Füchse können sich in diesen Hohlräumen verkriechen. Gleichwohl werden im Volk ganz phantastische Berichte über Größe und Tiefe dieser Heidenlöcher herumgeboten.

Die religiöse Verehrung von auffallenden Naturerscheinungen erhielt sich im Volke noch Jahrhunderte lang nach dessen Befehrung zum Christentum. Aus den Beschlüssen der Consilien von Arles (452), Tours (567), Toledo (681) geht hervor, daß solche Steine in jenen Zeiten noch vielfach verehrt wurden. Die katholische Kirche eiferte fortgesetzt gegen das Anzünden von Lichtern und die Verehrung von Quellen, Bäumen und Felsen. Im siebenten Jahrhundert befiehlt das Consilium von Nantes den Bischöfen, daß sie die Steine, welche die von bösen Geistern Verblendeten in mit Wald und Felsentrümmern bedeckten Orten verehren und bei welchen sie Gelübde tun und Opfer bringen, ausgraben und dahin bringen lassen sollen, wo sie nicht mehr gefunden werden. In gleichem Sinne erließ das Consilium von Rouen Verbote. Noch im Jahre 745 unterlag das Kapitular von Raderbom Gelübde an Quellen und Bäumen oder in Hainen zu tun oder dort zu opfern.

Der Kampf der christlichen Kirche gegen das Heidentum wurde auf sehr verschiedene Weise geführt. Wo es nicht anders ging, wandelte man die heidnischen Tempel in christliche Kirchen um oder machte die heidnischen Götter zu christlichen Heiligen. Beide Vorgehen scheinen hier vertreten zu sein. In Faulensee wurde wahrscheinlich der alte Tempel zerstört und später aus dessen Abbruchmaterial die Columbanuskapelle errichtet. In Einigen waren offenbar die Quellen oder eine derselben dem mächtigen germanischen Nationalgott Wuotan geweiht, dem Drachentöter und Siegesverleiher. Was war da naheliegender, als an seine Stelle Sanct Michael, den obersten der Engel, der im Nebenberuf auch Drachentöter war, zu setzen? Das Innere des Oberlandes war ja bis spät ins Mittelalter hinein nur wenig kultiviert, und in Sümpfen und Einöden hausten, den Sagen zufolge, Drachen und Lindwürmer. Der Einöde (Einige) wegen wurde der Ort zu Einigen = Zeinigen genannt. Diese Ortsbeschreibung hat sich bis in die neue Zeit erhalten und wird von alten Leuten noch heute gebraucht.

Nach den im Jahre 1465 verfaßten Aufzeichnungen des Priesters Eulogius Riburger ist die heutige Kirche in Einigen bereits der zweite Bau an dieser Stelle. Daß vor der jetzigen alten Kirche in Spiez schon eine andere Kirche dort vorhanden war, steht urkundlich fest. In Faulen-